»MIT EINER HUNGRIGEN ARMEE KANN MAN DAS LAND NICHT EROBERN«

Anmerkungen zu einer internationalen k.u.k. Konferenz im Wittgensteinhaus und im Stift Klosterneuburg

von Wolfgang Müller-Funk (Wien)

erschienen in: Die Presse v. 21.09.2003

Wolfgang Müller-Funk ist Leiter des Projektes FWF 14727 *Herrschaft, ethnische Differenzierung und Literarizität in Österreich-Ungarn 1867-1918* und gemeinsam mit Clemens Ruthner und Ursula Reber Organisator der Konferenz.

Es gibt Themen, die auch über den akademischen Zugriff hinaus eine dauerhafte Aktualität für sich reklamieren können. Die Habsburgermonarchie gehört gewiss dazu. Bis heute ist das retrospektive Bild jenes großen übernationalen Vielvölkerstaats Teil der österreichischen Befindlichkeit. Nicht nur bei Österreichern, wie der serbische Schriftsteller Dragan Velikić, der die Konferenz *Zentren und Peripherien in Herrschaft und Kultur/en der k.u.k. Monarchie* eröffnete, mit seiner Lesung aus seinem Roman *Der Fall Bremen* und einem klug kommentierenden Essay sinnfällig machte: »Der Name ist die Topografie.« Velikićs Zentraleuropa ist ein Territorium aus Bruchstücken, das real, symbolisch und zugleich imaginär ist, und einer Vergangenheit, die nicht enden will. Die Heterogenität des heutigen Europa mit seinen Migrationen und Mischungen spiegelt sich nicht nur bei ihm im scheinbar Vertrauten, der k.u.k. Monarchie.

Die theoretischen Parameter haben sich, so die Bilanz dieser Abschlusskonferenz eines österreichisch-ungarischen Forschungsprojekts, ganz offenkundig verschoben. Der nostalgische Habsburg-Mythos, der in der Monarchie eine Vorwegnahme der fröhlichen Multikulti-Gesellschaft sehen wollte, scheint heute nicht mehr angemessen. Wie die angelsächsischen Cultural Studies zeigen, ist Kultur immer schon durch Macht und Herrschaft mitdefiniert. Bereits Horkheimer und Adorno haben in ihrer *Dialektik der Aufklärung* diesen Sachverhalt beschrieben, indem sie den Mythos umkehren und Polyphem als Zerrbild des »ethnisierenden« Blicks des listigen Bourgeois Odysseus sehen, dessen Aufgeklärtheit sein exotisches Gegenüber als Monster erscheinen lässt.

Auch der »Orient« oder »der Balkan« sind keine neutralen geografischen Zuschreibungen, sondern immer schon Synonyme von »Primitivität« und Dekadenz, Ab-Wertungen, die Hierarchie und Ungleichheit meinen: Nur wer Kultur und Zivilisation hat, darf sprechen und frei handeln. Der und die andere muss es sich gefallen lassen, dass über ihn und sie verhandelt wird. (Es war übrigens Hermann Broch, der in seinem späten Essay *Hofmannsthal und seine Zeit* die Analogie zwischen dem britischen Kolonialreich und dem Habsburgischen Kontinentalreich gezogen hat: In beiden Fällen handle es sich um bunt zusammengewürfelte Imperien, die nur durch eine Dynastie plus Verwaltung und Militär zusammengehalten werden.)

Der Balkan, die Bukowina, Bosnien als Kolonien? In Anschluss an die bulgarisch-amerikanische Historikerin Maria Todorova (die in Analogie zu Said den Begriff des ›Balkanismus‹ geprägt hat) zeigte Gabriella Schubert (Jena) deutlich, dass sich all die Wildnis und Finsternis, die wir von der Zuschreibung außereuropäischer Territorien her kennen, im »Balkan« verdichten.

Kolonialismus mag eine besonders prekäre Version jenes Phänomens darstellen, das der Ökonom Emanuel Wallerstein in seiner Weltsystemtheorie als (unfreiwillige) Interdependenz von Zentrum und Peripherie beschrieben hat. Für den Ökonomen beziehen sich beide Begriffe auf eine harte, territoriale, in Zahlen zu fassende Realität, wie Andrea Komlosy (Wien) anhand von Statistiken belegte: Die Bukowina, Galizien und das italienische Küstenland sind ökonomisch und politisch peripher und d.h.: arm und abhängig.

Fast immer ist es der Reisende aus dem Zentrum, der die schöne Fremdheit der Peripherie – Balaton oder Siebenbürgen – beschreibt, so wie der ungarische Schriftsteller Karoly Eötvös, dessen literarische Strategien Endre Hars (Szeged) freilegte. Wenn man die »imaginäre Geografie«, mit der sich Clemens Ruthner (Edmonton) und Ursula Reber (Wien) in ihren Vorträgen am Beispiel Bosniens und Montenegros beschäftigten, mit einschließt, dann wird deutlich, dass Zentren und Peripherien durchaus symbolische und nicht (nur) reale territoriale Orte meinen, Objekte eines kolonialen k.u.k. Begehrens. Als »innere Peripherie« interpretierte die Germanistin Alexandra Millner (Wien) auch den österreichischen Geschlechterdiskurs um 1900.

Wie kompliziert die scheinbar griffige Unterscheidung von Zentrum und Peripherie ist, erläuterte der Klausenburger Soziologe Marius Lazár am Beispiel Siebenbürgens, einer Peripherie, die zwei oder drei Zentren zuordenbar ist (Bukarest, Budapest, Wien). Bis 1918 offenkundig eine Peripherie der ungarischen Reichshälfte, ist die dreifach – rumänisch, ungarisch und deutsch – kodierte mitteleuropäische Provinz, das kulturelle und intellektuelle Zentrum

seines Zentrum, der Hauptstadt des neuen Rumäniens, die so mancher transsylvanische Intellektuelle als rückständig, primitiv und peripher erlebt hat.

Zentren und Peripherien sind durch Medien und Institutionen verbunden. Der Bau der Eisenbahn hatte Günther Dinhobel (Wien) zufolge durchaus eine raumgreifende, geopolitische Funktion. Das Schienennetz legt durch sein bloßes Dasein fest, was (Epi-)Zentrum und was Peripherie oder gar ein weißer Fleck auf der Landkarte ist. Die Eisenbahn ist damit, so der Germanist Anil Bhatti (Neu Delhi), zugleich eine Integrationsmacht. Das gilt auf andere Weise für so mächtige Institutionen wie Schule und Militär. Wie die Ausführungen von Hannelore Burger (Wien) und von Joachim von Puttkamer (Jena) illustrierten, markiert die unterschiedliche Entwicklung des Schulwesens in Österreich und in Ungarn die innere Divergenz des merkwürdigen Doppel-Reiches: hier ein Nationalstaat, in dem die Lehrer zu (schlecht bezahlten) Soldaten einer symbolischen Landnahme der Peripherie werden, dort eine uneinheitliche Politik, die in der kleinen abgelegenen Bukowina einen für heute utopisch anmutenden, zwei-, drei-, ja sogar viersprachigen Schulunterricht gestattet, während in der Residenzstadt Wien den Tschechen die Einrichtung eigener Schuleinrichtungen verwehrt bleibt. Dass nicht alles am Habsburgischen Mythos falsch sein muss, bewies der Vortrag der Literaturwissenschaftlerin und -kritikerin Daniela Strigl, die die integrativen Funktion der österreichischen Armee beleuchtete. Zwar ist auch hier die Asymmetrie nachweislich – real in der Dominanz der Deutsch-Österreicher im Offizierskorps, symbolisch in der Abwertung der »feigen« Tschechen und Italiener. Aber innerhalb der Armee verstand sich der Soldat der Habsburgermonarchie als ein übernationaler Österreicher, als Träger eines prestigereichen Berufes, in der der stolze eigene Habitus die nationale Häme in enge Schranken verwies.

Stereotypen sind einigermaßen aufklärungsresistent, weil Überlegenheit, Herrschaft und irrationale Momente in sie eingeschrieben sind. Aber im Umgang mit dem Fremden, so meinte jüngst Edward Said, seien die als altmodisch verschrieenen Philologien höchst aktuell: sie lassen offene Räume, sind vorsichtig-tastend in der Erschließung des Unbekannten und Fremden. Ihre Zukunft ist am Balkan.